

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

I sch l.

Wiesenschmelz, Kapellenglanz
In der Berge grünem Kranz,
Schlant der Kirchturm wie die Tannen,
Rauchend dort des Sudwerks Pfannen!

Ein Rubin im Abendbrand
Schroff des Losers Felsenwand,
Aus tiefblauem Aether blinken
Geisterhaft des Dachsteins Zinken!

Süße Herrchen, schmecke Frau'n,
Waldbornalkänge an der Traun,
Schifflein eilt besaggt und munter
Ihren Donnerfall hinunter.

Hier im Körbchen bringt ein Greis
Alpenrosen, Edelweiß,
Und mir ist's, als ob der fromme
Geist der Berge zu mir komme.

Blumengruß vom Alpenland
Beut mir zitternd seine Hand,
Habe Dank der Gottesgabe,
Frommer Alter Du am Stabe!...

Als des Thales Zauberring
Wie ein Traumbild mich umfing,
Kam die Liebe, daß der Seele
Auch ihr Paradies nicht fehle!

Friedrich Max.

Hans Kreiner und seine Tochter.

Novelle von Ludwig Bowitzsch.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen des Neujahrs war Tanz im Kreiner'schen Hause. Die Notablen-Hollefeld's hatten sich fast sämtlich eingefunden. Durch die Unvorsichtigkeit mehrerer übermäßig Begeisterter wurde jedoch ein Armluchter von der Wand herabgeschlagen; die Vorhänge entzündeten sich an den fallenden Kerzen und rasch breitete sich das Feuer im Gemache aus. Die Verwirrung größer als die Gefahr, drohte das Unglück ins Aergste zu steigern. Nur Einer war es, dem das Nichteintreffen des Lehtern zu danken war, und dieser Eine war Konrad. Rasch war er mit mehreren Arbeitern herbeigeeilt und traf mit Besonnenheit und Scharfblick die erforderlichen Maßnahmen zur Bezwingung des Brandes.

Nach Verlauf von kaum einer Stunde war nur die gefährte Unterhaltung und ein ganz unbeträchtlicher Schaden zu betauern.

Klara, die im Momente des allgemeinen Schreckens und Entsetzens und im Anäul des Gedränges ohnmächtig geworden war, schlug ihre Augen wieder auf und sah Konrad vor sich stehen, dem der alte Kreiner eben seinen verbindlichsten Dank erstattete.

Von jener Stunde an schien Konrads Benehmen Klaren gegenüber ein anderes geworden. War das übervolle Herz seine Gefühle zu verschließen nicht mehr im Stande? Er wich zwar dem schönen Mädchen noch immer aus, aber nicht jene kalte Ruhe früherer Tage spiegelte sich in seinem Antlitze. Er wandte sich von Klara ab, wenn er mit ihr zusammentraf, aber ein scharfer Beobachter mußte bemerken, daß er hiezu sich gewaltsam bestimmen mußte.

„Warum flüchten Sie vor mir,“ sprach Klara, „wir sind zum Dank verpflichtet — gönnen Sie der Tochter des Hauses nicht einmal die Gelegenheit, denselben auszusprechen?“

Konrad blickte wie verwirrt.

„Klara — nein — lassen Sie mich — ich — es ist Dringendes zu schaffen —“

„Hassen Sie mich?“

„Hassen — hassen?“ stotterte Konrad, „o haben Sie Mitleid — wecken Sie nicht trügerische Hoffnungen — hassen — Klara —“

Er stürzte fort.

War es Zufall, Verhängniß, oder hing es von ihrer Absicht ab, daß die Beiden in Bälde wieder zusammentrafen.

„Und ich bin Ihnen nicht gleichgiltig — bin in Ihren Augen nicht der arme, verachtete Knecht? Klara, Sie wissen nicht, was Sie thun. Sie eröffnen mir die Aussicht in ein lachendes Gesilde, das ich nie — nie betreten darf!“

Klara schüttelte ihren blonden Lockenkopf.

„Konrad, Sie scheinen Unglück erfahren zu haben — doch — und darf ich nicht wissen, was Sie traurig macht?“

„Mein Los allein,“ entgegnete Konrad, sich fassend, „die Stellung eines Knechtes ist hinreichend, jeden hochmüthigen Gedanken im Keime zu ersticken.“

„Sie bilden ja so schöne Schnitzwerke — der Pfarrer meint, Sie schlägen den bessern Erwerb muthwillig in die Schanze.“

„Das meint der Pfarrer — er ist ein wohlwollender Herr — doch — es geht nicht — nicht — ich muß fort —“

„Fort?“

„Ja, aus diesem Hause — aus Ihrer Nähe — ja Klara, ich kann's nicht länger zurückpressen in den Schacht der Brust — Sie sind mir lieb, unendlich lieb geworden — und darin liegt die Nothwendigkeit —“

„Uns — mich zu verlassen?“

„Ja.“

„Und wenn Sie mir auch lieb, sehr lieb wären?“

„Dann — dann umsomehr — o Sie machen mich unaussprechlich glücklich!“ rief Konrad und drückte krampfhaft ihre Hand an seine Lippen; „ach, und ich darf — darf nicht bleiben.“

Er wollte fortstürzen — ein Blick von Klara hielt ihn gebannt. Die Ankunft des Vaters gab ihm erst seine Bestimmung und Kraft zurück. Sich zwingend, als ob nicht das Mindeste vorgefallen, entfernte er sich.

„Was bist Du so aufgeregt, Klara?“

„Nun,“ antwortete diese sich sammelnd, „der Konrad will unser Haus verlassen, und da wäre mir leid —“

„Das soll er nicht,“ antwortete Kreiner, „will seinen Lohn erhöhen, ich bin es schuldig — wird sich schon machen.“

Die in zwei jungen Herzen gefesselt gewesene Liebe rang jedoch in ihrer Freiheit nach einer größeren Geltung und drohte jene, die ihr früher so harten Zwang angethan, mehr und mehr zu überwältigen.

Konrad, im Begriffe, das Zusammentreffen mit Klara zu meiden, ging oft den Pfad, wo er ihr begegnen mußte; diese aber entwarf im Geiste bereits Pläne für die Zukunft, leicht übersehend oder doch unterschätzend alle Hindernisse, die dem zarten Bündnisse drohten.

Der Erste, dem die gegenseitige Neigung der jungen Leute auffiel, war der Pfarrer. In der guten Absicht, dem Glücke des Pärchens zu dienen, suchte er das Vertrauen Klara's zu gewinnen und gewann es. In der heimlichen Liebe glaubte er auch den Schlüssel zu so manchem Räthsel im Wesen Konrads gefunden zu haben. Er versprach, den alten Kreiner zu sondiren und denselben, wenn es möglich, gnädig und günstig zu stimmen.

Eben als Klara neue Zuversicht gewonnen, trat Konrad heran.

„Ich habe es beschlossen, unabänderlich beschlossen,“ äußerte der Jüngling entschieden, „ich verlasse Dich, Du bist zu engelgut, um nicht ein schöneres Los zu verdienen — werde glücklich — recht, recht glücklich — ich wünsche es Dir, wenn auch mein Herz brechen sollte.“

„Nein, Du liebst mich nicht —“

„Ich liebe Dich nicht — nicht? Nun so wisse denn — was ich als Geheimniß vor Allen bewahrt, magst Du mich verachten, verabscheuen, wie ich es seit meinen Jugendjahren schon so oft erfahren — an meiner Liebe, an meiner Aufrichtigkeit darfst Du nicht zweifeln. Ich bin der Sohn eines Mannes, dessen Haupt unterm Weil des Henkers gefallen —“

bin das Kind eines Hingerichteten. Wie die Verdienste der Väter auf die Nachkommen übergehen, so erbt auch der Fluch sich fort. Mein Vater, durch Umtriebe eines gewissenlosen Menschen um sein Vermögen gebracht, hat diesen aus Rachsucht meuchlerisch erschlagen. Meine Heimat liegt hundert Meilen fern. Aber im Ohre höre ich noch immer zwischen den Ausruf des Hohues und des Grauens: „Sehet, das ist der Sohn eines Mörders!“ Um selber nicht ein Mörder aus Groll und Verzweiflung zu werden, habe ich den Wanderstab ergriffen und unter fremden Menschen und fremdem Namen mein Leben zu fristen getrachtet. Alle meine Ansprüche auf Glück habe ich begraben mit meines Vaters blutiger Leiche. Ich war ruhig — mehr durfte ich nicht wünschen — da sah ich Dich, und am Horizont meines nächtlichen Lebens glomm es wie eine Frühlingsmorgendämmerung. Ich besaß Kraft, mich zu beherrschen — durch Dein Geständniß wurde sie erschüttert; ich habe sie wieder gewonnen — Du sollst glücklich werden, und nicht an der Seite eines Unglücklichen zu Grunde gehen.“

Wohl fühlte Klara im ersten Momente sich von leisem Grauen erfaßt, aber blickend in Konrads edle Züge, in sein thränenfeuchtes Auge, warf sie sich, von Mitleid und Liebe in gleichem Maße ergriffen, in Konrads Arme: „Armer unglücklicher Konrad!“

„Lebe wohl, Klara!“ rief dieser und stürzte fort.

(Schluß folgt.)

Muthmaßliche Pfahlbauten im Dirknizer See.

Während die historischen und geographischen Forschungen der Neuzeit einerseits die mächtigen und festen Bauten der alten Ägypter, Assyrier und Indier, wie auch jener der vorelterlichen Bewohner von Amerika aufdecken und ins Licht stellen, haben dieselben andererseits eine von den genannten völlig verschiedene Gattung von Bauten in Mitteleuropa an den Tag gebracht. Es sind die sogenannten Pfahlbauten, oder Reste von menschlichen Wohnungen, welche in Seen in einer gewissen Entfernung vom Ufer auf Pfählen errichtet waren, zwischen deren Ueberbleibseln sich Stein- und Bronzegeräthe, Abfälle von animalischen und vegetabilischen Nahrungstoffen finden, und welche vorzeitlichen, von den bisher bekannten alten Völkern verschiedenen Bewohnern gehört zu haben scheinen.

Zuerst wurden solche Pfahlbauten im Jahre 1853 am Züricher See in der Schweiz entdeckt; bald wurden sie auch am Genfer See, und dann am Neuenburger und Bieler See, neuerdings noch in den oberitalischen Seen und am Bodensee gefunden; endlich ließen im gegenwärtigen Jahre auch die bairischen Seen, der Starnberger, Amer- und Chiemsee gleiche Reste zur Kenntniß kommen. Bei der Bekanntmachung dieser Funde ist die Erwartung ausgesprochen worden, daß auch die oberösterreichischen Seen in dieser Hinsicht untersucht und ähnliche Ergebnisse an den Tag bringen würden. Ob sich ein solcher Fall nicht auch an den krainischen Seen bewahrheiten könnte?

Bei der Beschreibung des Zirknitzer Sees und der daselbst gepflegten Fischerei kommt Balvasor im ersten Bande seiner „Chre Strains“, S. 636, auf die Strecke zwischen dem Veliki Oberh und dem Mali Oberh, am südlichen Ende des genannten Sees, zu sprechen; daselbst findet sich folgender Bericht: „Allhie sind auch noch keine Gruben noch Löcher, und dennoch stattliche Fische. Es wird auch dieser Ort niemals recht trocken, sondern behält in der Mitten allezeit Wasser. Die Bauern hieselbst dürfen sicher fischen bis zu der alten Brucken, welche in dem großen Kupfer (d. i. in der beigegebenen Karte des Sees) angezeigt wird. Wiewol heutiges Tages keine Brücke mehr allda vorhanden, sondern nur noch einige überbliebene Stämpel und Pfähle, welche zeigen, daß vormalz daselbst eine Brücke über den See gegangen.“

Das Pfahlwerk, welches Balvasor für die Reste einer alten Brücke ansah, und das wohl auch von den Anwohnern des Sees dafür gehalten wird, dürfte ursprünglich zu etwas anderem, als zu einer Brücke, nämlich zur Tragung menschlicher Wohnungen gedient haben. Eine Brücke ist an der angegebenen Stelle nicht angezeigt und nicht notwendig gewesen, denn der alte, aus Istrien über die Station St. Peter und das Dorf Valischie durch das Waldgebirge gegen Laas führende Weg, Laška pot genannt, berührt bei dem Dorfe Laše kaum die äußerste Spitze des Sees, während die alte, von St. Peter über Juršiči gehende Straße, Stara cesta genannt, noch mehr südlich und vom See entfernt in gerader Richtung sich gegen Altenmarkt und Laas zieht. Diese Richtung der Wege entspricht ganz der Lage jener alten Stadt, welche auf dem ober Altenmarkt westwärts sich erhebenden Hügel ihre Stätte hatte, und gewöhnlich für das japodische Terpo angesehen wird. Dagegen befindet sich das alte Pfahlwerk an einer Stelle des Sees, welche niemals ganz austrocknet, und in einer solchen Entfernung vom Ufer, wie sich dieß auch in den Schweizer Seen zeigt, und dazu mit dem Seeufer gewissermaßen parallel laufend. Diese Betrachtung macht es wahrscheinlich, daß man an der beschriebenen Stelle des Zirknitzer Sees Pfahlbauten uralter Einwohner dieser Gegend zu suchen habe.

Dieser Darlegung schließt sich von selbst der Wunsch an, daß das angezeigte Pfahlwerk von wissenschaftlichen Forschern untersucht würde, damit nicht nur die im Vorstehenden ausgesprochene Vermuthung zur Gewißheit gebracht, sondern auch die etwa vorkommenden alten Funde richtig erkannt und beurtheilt würden.

Hühner.

Die fliegende Maus.

In den hohlen Stämmen der australischen Waldbäume schläft den Tag über, behaglich zusammengerollt, ein allerliebtestes kleines Thier, in der Volkssprache „die fliegende Maus“ genannt. Es läßt sich selten bei Tag sehen, und geht erst nach Eintritt der Dämmerung auf Beute aus. Das Thierchen mißt gerade 6 Zoll von der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes,

welcher 3 Zoll lang ist. Der seidenweiche Pelz ist über dem Kopf und Rücken dunkelgrau, unter dem Hals und Leib, sowie an der flügelartigen Verlängerung des Felles zwischen Vorder- und Hinterfüßen silbergrau und weißpunktirt. Der Schwanz gleicht einer Feder, er ist glatt und kahl, und nur an beiden Rändern mit seidenweichen braunen Haaren besetzt, was ihm das Ansehen eines vertrockneten Mimosenblattes gibt. Ein glaubwürdiger Augenzeuge erzählt folgende Anekdote von dem Instinct dieser kleinen, wenig bekannten Beuteltiere: Während ich, sagt er, „eine Expedition nach Gippzland“ (Victoria) begleitete, saß ich eines Tages am Ufer des Otagary, auf die Fähre wartend, welche mich hinübersetzen sollte. Nach einiger Zeit bemerkte ich ein kleines Thier, welches aus einem benachbarten Dickicht kam und das Ufer hinab bis an den Rand des Wassers lief. An dem glatten, gefiederten Schwanz erkannte ich, daß es eine fliegende Maus sei, und da ich wußte, daß die Gewohnheiten dieses Thieres ganz nachthlich sind, so war ich neugierig, zu erfahren, welcher Beweggrund es veranlassen mochte, zu so ungewöhnlicher Zeit sein Versteck zu verlassen. Einige Minuten lang saß es vollkommen unbeweglich da und spähte mit seinen kleinen lebhaften Augen den Fuß entlang in die Ferne. Dann schien es die Geduld zu verlieren und fing an längs dem Ufer auf und ab zu laufen, lehrte indeß von Zeit zu Zeit auf seinen Wachtposten zurück. Dieses sonderbare Manöver hatte über eine Viertelstunde gedauert, als ich in einiger Entfernung auf der Oberfläche des Wassers einen Gegenstand bemerkte, der, langsam vom Strome getrieben, sich dem Plage näherte, wo die Maus saß. Dieser Gegenstand, auf den sie augenscheinlich so lange gewartet hatte, war nichts mehr und nichts weniger, als ein großes Blatt vom Moosbaum. Als es noch ungefähr einen Fuß breit von dem Plage war, wo die Maus saß, schwang sie sich mit einem behenden Sahe auf dasselbe und fing sogleich an, mit ihrem Schwänze im Wasser zu arbeiten. Diese rudernde Bewegung, verbunden mit der abwärts fließenden Strömung, hatte die Wirkung, das Blatt in schräger Linie dem entgegengesetzten Ufer zuzuführen. Nachdem die kleine Emigrantin ihre improvisirte Barke in die sichere Nähe des Ufers gebracht hatte, schwang sie sich eben so geschickt auf's Trockene, und war fast unmittelbar im hohen Gras verschwunden.

Castagnette.

Es mag ungefähr vor drei Monaten gewesen sein, als eine sehr achtbare Familie aus einem französischen Provinzstädtchen in tiefe Trauer versetzt wurde. Eines Morgens hatte man nämlich das Zimmer der einzigen Tochter des Hauses, eines reizenden, liebenswürdigen Mädchens, leer gefunden. Das Mädchen war wohl etwas romantisch überspannt und eigenfinnig, allein die Eltern erkennen ja nur die Vorzüge ihrer Kinder. Das Fenster war geöffnet und eine Strickleiter hing vom Balcon herab. Man wußte also, wie sie entkommen war.

Außerdem aber war nichts vorzufinden, kein Brief, kein Abschiedswort, oder sonstiges Zeichen. In der Kastanien-Allee, welche vom Hause zur Straße führte, war ihr prachtvollcs blondes Haar gefunden, das sie bis an den Scheitel abgeschnitten haben mußte. Die Mutter nahm es als Andenken an ihre geliebte Tochter mit und benezte es mit ihren Thränen.

Man legte die Hände nicht in den Schoß, es wurden keine Kosten gescheut, kein Mittel ward unversucht gelassen, die Polizei der ganzen Umgebung wurde alarmirt, sämmtliche jungen Leute, auf welchen der Verdacht einer Entführung lasten konnte, wurden aufmerksam beobachtet. Alles ohne Resultat.

Man erfuhr bloß, daß sie aus der Leihbibliothek des Ortes zuletzt folgende Bücher bezogen: „Memoiren der Rigobocke“, „Die Damen vom Casino“, „Die Frauen vom Quartier-Latin“, „Memoiren eines Kammermädchens“ und andere Werke dieser Sorte neuester französischer Literatur.

Das war der einzige Anhaltspunkt zur Erforschung der Mächtigen, allein auch der richtige. Das Mädchen hatte das Gift aus den Büchern eingesogen, sie berauschte sich darin an Punsch, Cigarretten und Champagner, malte sich Phantasiebilder aus, tanzte vor dem Spiegel und in einer schönen Nacht entließ sie, um ihre Traumbilder zu verwirklichen, nach Paris. Ihr erster Besuch galt Mabilie, die erste Quadrille zeigte ihr, was ihr noch fehle. Sie wählt zum Lehrer einen jungen Mann mit blondem Schnurbart, der die Quadrille angeführt. Sie fragt ihn, wann sie kommen dürfe. Ich bin Friseur, antwortete er, sobald das Voudoir geschlossen, stehe ich dem Tanze und den Schönen zur Verfügung. Er unterrichtet sie in der Quadrille und macht ihr eine Frisur von schwarzem Haar mit der reichsten Lockenfälle. Dadurch erhält sie das Aussehen einer Spanierin. Bei ihrem ersten Debut in Mabilie in Gegenwart ihres Professors mit dem blonden Schnurbart erhält sie schon den Namen Castagnette. Sie tanzt einige Zeit mit großem Erfolge, ihr Traum hatte sich realisirt. Da bemerkt sie einmal in einer Quadrille einen Freund ihrer Familie. Sie ist entsetzt und will fliehen. Der Freund verfolgt sie in den Alleen von Mabilie. Sie erreicht die Straße und stürzt in einen Wagen. Der Verfolger steigt in den nächsten. Der Wagen wird eingeholt, man parlamentirt. Er will das verlorene Kind zurückbringen, sie widersteht. Er bittet, beschwört sie bei ihrer kindlichen Liebe und Ehrfurcht, bei dem Jammer der Eltern, vergebens! allein. . . Castagnette ist erst 20 Jahre alt, minorenn, die Behörde würde interveniren, es bleibt also nichts übrig, als dem Schutzherrn zu folgen und was noch mehr gilt. . . Castagnette kehrt schuldlos zurück. So schreibt man nämlich aus Paris!

Der Hund.

In einem der lekterschienenen Hefte des „Illustrirten Thierlebens“ erzählt Dr. A. C. Brehm über den Hund höchst interessante Dinge, unter denen denn freilich auch eins für den Hunde-

freund, der die Intelligenz, die Treue und alle die edlen Seelen-Eigenschaften bewundert, welche den Hund auf der Stufenleiter der Geschöpfe dem Menschen zunächst stellen, höchst niederschlagendes ist. Das ist die Thatsache, daß des Hundes Seele in seiner Nase, allein in seinem Geruchssinn zu liegen scheint, wenn anders wahr ist, was der Verfasser sagt: Zwei Zoologen, Bisti und Schiff, zerschnitten säugenden Hunden den Nerven und den Nieskolben (Bulbus olfactorius). Die Hündchen schienen nicht nur allein in all' ihrem Thun und Treiben den Verstand, den spiritus rector verloren zu haben, — sie zeigten, als sie größer wurden, auch nicht die geringste Anhänglichkeit an den Menschen! — Also nicht sein treues Herz, sondern nur die Nase tettet unseren vierfüßigen Freund an uns! — Wir sind also auch wohl ein wenig ungerecht, wenn wir uns angewöhnt haben, die Gesetze der Moral, die uns bei keinem anderen Thiere einfallen, auf den Hund anzuwenden — im Urtheilen über ihn gerade die Ausdrücke zu gebrauchen, die man bei Menschen gebraucht!

Das riesigste Weinsäß in Oesterreich.

Für das größte Weinsäß in Oesterreich wird das gehalten, welches in dem Fessenkeller des Schlosses zu Nikolsburg aufbewahrt ist. Während das berühmte Faß im Stiftskeller zu Klosterneuburg 999 Eimer faßt, so vermag der ungeheuerer Weinbehälter in Nikolsburg 2000 Eimer zu fassen. Bei dem Spundloche am vorderen Boden stehen die Worte eingeschnitten: „Wertmeister Christoph Specht, Binder und Landrichter in Brünn 1643 Jahr. Ihre hochfürstlichen Gnaden „Zimmermann von Innsbruck in Tirol.“ Der Brünnner Binder und Landrichter Specht erbaute das Kellerungethüm, welches 22 eiserne Reifen umgürtet, von denen jeder mehrere Centner wiegt, und Schüb verfertigte die unter jedem Reif befindlichen künstlichen Sättel. Einst soll das Faß ganz mit Wein angefüllt gewesen sein, nun ist es leer.

Ein neuer Seidenwurm.

Eine neue Art Seidenwurm, der auf der Eiche lebt, ist von Herrn Guérin-Ménéville so eben nach Frankreich gebracht worden. Der fragliche Seidenwurm, Bombyx (Antheraea) Roylei von Moore, ist einheimisch auf den Tafelländern des Himalaya an den Grenzen von Kaschmir, und wurde von Capitän Hutton übersandt. Die Raupe nährt sich von den fleischigen Blättern der Quercus incana, welche große Aehnlichkeit mit einigen französischen Eichenarten hat. Der Cocon läßt sich von dem der drei anderen Arten durch seinen größeren Umfang und das Vorhandensein einer seideneu Umhüllung von schöner hellgrauer Farbe unterscheiden.